

DIENSTAG, 6. NOVEMBER 2001

Morgens um 6 Uhr 15 geht es ans Aufstehen, so früh wie immer – soll heißen: wie auch schon gestern. Die Herbstferien sind leider vorbei, die Schule hat am gestrigen Montag wieder begonnen.

An diesem herbstlich-dunklen Vormittag muss ich mich auf eine Podiumsdiskussion vorbereiten, die ich dann am Abend zu moderieren haben werde, in der Evangelischen Akademie Tutzing. Thema „Familienbeziehungen im Alter“.

Während ich, nicht eben bester Laune, am Schreibtisch einige Notizen niederschreibe und überlege, durch welche Overhead-Folien ich den Ablauf dieser vermutlich eher drögen Diskussion auflockern könnte, höre ich im Radio-Nachrichtensender Bayern 5, dass Bundeskanzler Gerhard Schröder angekündigt habe, er werde auf ein entsprechendes Ersuchen der US-Regierung hin deutsche Soldaten für eine Beteiligung am Krieg in Afghanistan zur Verfügung zu stellen, der vor rund einem Monat mit Luftangriffen der US-Streitkräfte begonnen hat.

Es ist so weit, denke ich mir und erblicke seelisch – es ist, als würde mein Empfinden plötzlich dünner und dünner, geradezu zerbrechlich -, es ist wieder so weit. Deutschland im Krieg – denn daran, dass der Kanzler, getragen von einer breiten Welle der Zustimmung („Wir kennen keine Parteien mehr, jetzt sind wir alle Amerikaner“) sein Vorhaben durchsetzen wird, steht außer Zweifel. Diese Republik, so alt wie ich (oder, ehrlicherweise, ein wenig älter, denn das Grundgesetz ist ja am 8. Mai 1949 beschlossen worden, und erst 45 Tage später bin ich geboren worden), manövriert sich selbst, ohne politische Not, in weltweite Verstrickungen, deren Folgen noch gar nicht abzusehen sind. Und ihr politisches Establishment erliegt der Versuchung, die Saat der Gewalt mit Soldatenstiefeln niedertrampeln zu wollen – seit Tausenden von Jahren ein untaugliches Rezept.

Jetzt ein neuer Versuch, die Welt mit diesem Drastikum zu kurieren. Und wir sind dabei. Alle Bestrebungen, in diesem Land eine Kultur des Friedens, der vorbeugenden Konfliktvermeidung zu installieren und sie in den Herzen und Hirnen der Mehrheit zu verankern – desavouiert als vertane Liebesmüh. „Wenn die Fahnen im Wind flattern, fliegt der Verstand in die Trompete“ – das Sprichwort hat Recht.

Eine Melodie aus dem reichen Inventar meiner Büroelektronik reißt mich aus der herabtemperierten Stimmung, in der sich Trübsinn und Resignation die Hände reichen. Es meldet sich, per Telefax, das ZDF Hauptstadtstudio in Berlin. Man will mich für die Teilnahme an einer Diskussion in der Sendung Berlin-Mitte gewinnen, Donnerstag 22 Uhr 15, „Deutsche an die Front?“ Nach kurzem Zögern rufe ich zurück uns sage zu. Teilnehmen sollen Volker Rühle (CDU) und Peter Struck (SPD), der Rest werde sich finden. Na gut.

Eine schöne Mischung, erst Familienbeziehungen im Alter, dann der Bundeswehr-Kriegseinsatz in naher Zukunft. Ich gehe ans Bücherregal und suche einige Schriften heraus, die ich vor rund zehn Jahren verfasst habe, damals, als Vorsitzender bei den „Ärzten zur Verhütung des Atomkrieges“. Ein graues Heft im Großformat, „Naturzerstörung: Die Quelle der künftigen Kriege“, erschienen 1990. Und ein kleines Oktavheft, veröffentlicht zwei Jahre später, Anfang 1992.

In der großen, grauen Broschüre von 1990 ist auf Seite 49 von Konflikten mit „fundamentalistischen“ Bewegungen, insbesondere der islamischen Spielart, die Rede. Wörtlich heißt es am Ende des Abschnittes:

„Zeiten wachsender Not und Verelendung und offenkundiger Ausweglosigkeit für Millionen Menschen in einer immer ungerechteren Welt sind ein idealer Nährboden für Schwarmgeister, Eiferer, Fanatiker und Terroristen. Wer sich allerdings bloß vordergründig über deren Worte und Taten empört, ohne sich

Rechenschaft darüber abzulegen, inwieweit er selber die Entstehung eines solchen gewaltschwangeren Klimas herbeigeführt oder zumindest geduldet hat – der setzt sich vor der Geschichte doppelt ins Unrecht.“

Ich kopiere die Seite, dann stelle ich die Broschüre traurig ins Regal zurück.

Es hat wohl so kommen müssen, wie es gekommen ist. Die Zeit zum Gegensteuern ist vertan worden. War dieser Gedanke – ihn hatten 1990, zu Zeiten der Forderung nach einer „Friedensdividende“, ja auch viele andere formuliert, ich selber war bloß deren Sprachrohr gewesen – denn so schwer zu begreifen?

Es ist wahrlich keine große Leistung gewesen, vor elf Jahren solche Vorhersagen gewagt zu haben, das Problem lag wohl eher darin, dass niemand sie hat hören wollen. Nicht einmal mein eigener Verein, ganz nebenbei bemerkt. 1992, erschüttert über den Militärputsch in Algerien, durch den die demokratisch legitimierte Regierungsübernahme der Islamischen Heilsfront hatte verhindert werden sollen, verfasste ich einen Text „Europa und der Islam. Selbstbesinnung gegen neue Feindbilder“. Es ist das kleine Oktavheft, nach dem ich ebenfalls gegriffen hatte ... Der Vorstand der IPPNW Deutschland, dem ich ja selber angehörte, lehnte die Publikation mehrheitlich ab: „Das Thema ist fernab von unserer eigentlichen Friedensarbeit ...“ Diese freilich erschien mir mit diesem Diktum plötzlich als recht borniert und ich begann, mich aus der Vereinsarbeit zurückzuziehen.

Plötzlich taucht mein Vater in meiner Innenwelt auf, durchkreuzt, durchtrennt meinen Gedankenfluss – das kommt nur noch selten vor, aber wenn, dann immer recht intensiv. Damals, 1992 habe ich ihn zuletzt gesehen, im Februar (unsere Wege trennten sich seinerzeit im Zorn); noch im selben Jahr 1992, im Herbst, folgte dann sein gewaltsam-gewalttätiges Ende. Vor sieben Wochen hat das deutsche Fernsehen einen Film darüber ausgestrahlt, ein ziemlich abseitiges Machwerk in meinen Au-

gen, in dem ich weder die Realität noch meinen Vater wiedererkannt habe ... egal, in den Vordergrund drängt sich jetzt die Frage: Wenn er noch lebte? Und Frau Kelly?

Gemocht hatte ich sie – Petra – nie, aber ihre Prinzipienfestigkeit habe ich dennoch bewundert, ein Schuss von Hassliebe möglicherweise miteingemengt. Gibt es denn nichts und niemanden mehr von dieser Art im Parlament? Ist denn die grüne Partei schon derart effektiv zum tagespolitisch ausgerichteten Machtbeteiligungsverein mutiert, dass alternativ-langfristiges Denken nicht einmal bei einer starken Minderheit mehr wahrnehmbar vorhanden ist?

Der Rest des Tages verläuft so, dass er nicht im Gedächtnis haften bleibt, einzig die Fahrt nach Tutzing, von der A 96 rechts ab das dunkle Ammersee-Ufer entlang, ist als stressreich erinnerlich. In Tutzing verfare ich mich, komme in der Akademie erst an, als schon die Eröffnungsrede gehalten wird. Peinlich. Die Moderation der Veranstaltung gelingt mir halbwegs. Ich spüre einige Male bissige Kommentare auf der Zunge, schlucke sie aber herunter. Irgendwie ist mir nicht danach – heute nicht.

Spät abends, nach dem Podium, noch ein Gespräch mit Frau Zacherl-König, der PR-Verantwortlichen des Collegium Augustinum, das diesen Abend in Zusammenarbeit mit der Tutzinger Akademie veranstaltet hat – eine kluge und auch äußerst attraktive junge Dame. Wir spielen eine Partie Billard und trinken dann noch ein Glas Wein. Ich weiß, dass sie mit großem Engagement für die Gleichberechtigung ihres behinderten Sohnes kämpft, der nach der gegenwärtigen Rechtslage in Bayern keine Regelschule besuchen dürfte (ich habe einen Artikel darüber geschrieben, die „Süddeutsche Zeitung“ hatte ihn aber nicht gewollt, angeblich aus Platzmangel, was ich glatt für gelogen gehalten hatte ...). Sie erzählt mit von ihrer Angst vor dem Krieg und vor dem mit ihm verbundenen gesellschaftlichen Formierungsdruck. „Außenseiter wie wir werden doch als erste

weggeputzt.“ Ist so viel Pessimismus wirklich gerechtfertigt? Ich möchte noch nicht daran glauben, noch nicht. Müde gehe ich zu Bett, obschon es mir schwerfällt. Vor meinen Träumen fürchte ich mich.

Irgendwie beginnt sich alles Grau in Grau zu malen, ein Meer an Trägheit, Indifferenz und Willfähigkeit überschwemmt alles, vereinzelte Lichtblitze vermögen daran wenig zu ändern. Was ist das für ein Einheitsbrei, der sich erstickend über das ganze Leben ergießt? Grau in Grau, allzeit bereit, einig, solidarisch ... beunruhigt schlafe ich ein, irgendwann, und in jedem Fall viel zu spät.

MITTWOCH, 7. NOVEMBER:

Um halb sechs wache ich in meinem Zimmer in Tutzing auf, dreißig Minuten, bevor mich der Wecker hätte wachrütteln sollen.

An Träume kann ich mich nicht erinnern.

In der Akademie ist noch alles dunkel, eine Tasse Kaffee wäre zwar nicht schlecht, aber wie so oft bin ich früher auf den Beinen als das Küchenpersonal. Vielleicht ergibt sich unterwegs eine Gelegenheit.

Da ich dem Berufsverkehr zuvorgekommen bin, lässt sich die Fahrt nach Isny problemlos bewältigen. Zu Hause bin ich allein – meine Frau in der Praxis, die Kinder in der Schule. Ich lasse mir Badewasser einlaufen und lese, auf dem Wannenrand sitzend, die zwischenzeitlich aufgelaufenen Fax-Nachrichten, zum Glück ist nichts Aufregendes dabei.

In der Wanne liegend, überlege ich mir, wie sich unsere Gesellschaft wohl verändern wird, wenn sie sich möglicherweise schon in naher Zukunft in neue Kriege verheddert. Ich denke daran, wie ich gestern, am Dienstag, meinen jüngeren Sohn

Dominik vom Reitunterricht abgeholt hatte und wie ich dies auch an einem anderen Dienstag getan hatte, am Dienstag den 11. September, und wie ich im Autoradio etwas von einem Flugzeug gehört hatte, das in das World Trade Center gerast sei und wie ich zu Hause, in fassungslosen Entsetzen, wieder und wieder die Fernsehbilder betrachtet hatte, die wir jetzt alle bis zum Überdruß kennen und wie ich gedacht hatte, hoffentlich kommt jetzt weltweit eine Koalition von Menschen zustande, die sich nicht von der Faszination der Gewalt anstecken lassen, sondern daran gehen, die Ursachen solcher Gewalterruptionen zu bekämpfen, Hunger, Armut, Ungerechtigkeit, vor allem das Gefühl, zu kurz zu kommen, betrogen worden zu sein, das Ressentiment, das Millionen von Menschen auf unserem Planeten peinigt und bei jedem Blick in die Fernsehprogramme aufs neue bekräftigt wird. Ich hatte gehofft, die Politiker der westlichen Demokratien würden vielleicht doch in der Lage sein, vom einem Rachezug Abstand zu nehmen, der das Übel nicht bekämpft, sondern – auch bei möglichen kurzfristigen Erfolgen – noch verschlimmert ... aber als dann George Walker Bush, der fundamentalistische Christ im Weißen Haus, den die Mehrheit der US-Wähler dort gar nicht sehen wollen, vom Kreuzzug sprach und als er dann Anfang Oktober, vor einem Monat, die ersten Bomben auf das Land der Taliban regnen ließ, denen ja seine eigenen Vorgänger dort nach dem Grundsatz „Der Zweck heiligt die Mittel“ den Weg an die Macht geebnet hatten – da wusste ich, dass ich wieder einmal eine Hoffnung begraben konnte.

Ich wasche mir die Haare, trockne mich ab, ziehe mich an, setze mich an den Schreibtisch, beginne schwunglos, die Korrespondenz zu erledigen. Allmählich füllt sich das Haus, erst kommt Dominik aus der Schule – ich habe gerade begonnen, den Tisch zu decken –, dann Alexander, schließlich auch Maïke, die in der Praxis meist von 12 bis 14 Uhr Mittagspause hat.

Beim Mittagessen ergibt sich ein interessantes Gespräch. Ich erzähle den Kindern, dass ich morgen nach Berlin fliegen werde und warum und wieso. Alexander (13 Jahre) blickt nachdenklich auf seinen Teller, fast wirkt er ein wenig niedergeschlagen. Auf meine Frage hin erklärt er: „Wenn du früher im Fernsehen warst, fanden das in meiner Klasse alle gut. Morgen werden sie wahrscheinlich alle sagen, dein Vater ist ein Blödmann.“

Das muss ich erst einmal verdauen, und so ist es Maïke, die das Schweigen bricht. „Sind denn in deiner Klasse alle für den Krieg?“, fragt sie vorsichtig.

Alexander nickt stumm. Wenigstens ist *er* nicht dafür, denke ich mir, ohne weiter in das Zwiegespräch einzugreifen. Ein wenig betreten gehe ich ins Arbeitszimmer hinüber, aus dem Faxgerät quellen die Blätter hervor, auf denen die Produktionsgesellschaft meine Flugverbindung etc. etc. zusammengestellt hat.

Wofür das alles, denke ich mir und setze mich ermattet in den Sessel. Ein seltsames Bild taucht in mir auf – ich komme mir vor, als wäre ich verpflichtet worden, in einer Szene mitzuspielen, die in etlichen Western-Filmen aufbereitet worden ist (und ich bin lange Jahre ein begeisterter Western-Fan gewesen, ganz wie mein Vater): Ein gealterter ehemaliger Sheriff wird, obschon er sich längst zur Ruhe hat setzen wollen, jetzt um ein Eingreifen gebeten und lässt sich widerwillig reaktivieren, um einen Job zu übernehmen, zu dem es ihm an Neigung, den anderen aber an Können fehlt ... In mehr als einer Hinsicht geht es mir ähnlich, eigentlich habe ich keine Lust auf all das, was mir morgen bevorsteht – auf die Fliegerei, die wichtigtuerische Atmosphäre der Medienwelt, die Debatte mit Rüge und Struck, die vermutlich doch nur Phrasen absondern und für inhaltliche Argumente kaum zu erreichen sind. Allerdings ist da auch das Gefühl, gebraucht zu werden, und es wäre gelogen, zu leugnen, dass das gut tut. Trotzdem, auch die Unlust ist da, und sie speist

sich auch aus dem Wissen, dass die Welt komplizierter geworden ist, dass jene Argumente, mit denen man in den Tagen des atomaren Wettrüstens und der Pershing II-Stationierung die Diskussion hat prägen können, heute nur noch bedingt greifen – oder sagen wir so: sie sind nach wie vor notwendig (denn die Abschaffung der Atomwaffen ist immer noch notwendig – genügend Atomwaffen über genügend lange Zeit in genügend Hände verteilt, und sie werden eingesetzt werden, das ist ganz simpel „Murphys law“), aber sie sind nicht mehr hinreichend, denn das Weltgeschehen ist seit dem Ende des „Kalten Krieges“ komplizierter, unübersichtlicher, verwickelter geworden. Dies nicht zuletzt deshalb, weil zehn Jahre, in denen man aktiv vorbeugende Konfliktverhütung hätte betreiben können, leichtfertig versäumt haben. Vielleicht, denke ich, sollte ich dazu ein paar Gedanken niederschreiben. Aber wem nützt das?

Da fällt mir ein Satz von Christa Wolf ein, aber ich kann mich nicht des genauen Wortlautes entsinnen, und das ist etwas, was mich stets außerordentlich quält – also aufgestanden, ins Wohnzimmer hinüber, wo Dominik am Esszimmertisch über den Hausaufgaben sitzt („Suchst du etwas, Papi? Du siehst so streng aus!“). Cassandra, ja, aber wo ... Endlich habe ich die Stelle entdeckt:

„Wann der Krieg beginnt, das kann man wissen, aber wann beginnt der Vorkrieg. Falls es da Regeln gäbe, müsste man sie weitersagen. In Ton, in Stein eingraben, überliefern. Was stünde da: Da stünde, unter anderen Sätzen: Lasst Euch nicht von den Eignen täuschen.“

Ist das denn eine kluge Art, immer zum Bücherregal zu rennen, wenn die Welt böse zu mir ist? Aber warum eigentlich nicht ... Lass dich nicht täuschen ...

„Gefunden?“, fragt Dominik.

„Ja.“

„Und, worum geht's?“

„Dass man sich nicht von seinen Freunden täuschen lassen soll.“

„Stimmt“, antwortet Dominik. „Kennst du übrigens schon den Witz vom Fußballschiedsrichter ...“

DONNERSTAG, 8. NOVEMBER

6 Uhr 15 Aufstehen, aber ich bin schon vorher wach. Die Katze, die sich in der Nacht meist draußen aufhält, hat begonnen, vor der Gartentüre zu miauen, nicht laut, aber es genügt, meinen ab 4 Uhr morgens leider ziemlich flachen Schlaf zu stören – vorsichtig, denn Maike atmet tief und fest, stehe ich auf, öffne leise die Schlafzimmertüre, schließe sie wieder, ziehe im Bad einen Morgenmantel über, lasse die Katze herein, gehe in die Küche und brühe mir, während sie schnurrend den Kopf an meinen nackten Beinen wetzt, eine Tasse Schnellkaffee.

Ohne, dass ich es wollte – könnte ich frei entscheiden, wollte ich es lieber nicht – wandern meine Gedanken zu der Sendung heute Abend. Ich hole, die Kaffeetasse in der Hand, die Zeitungen aus dem Briefkasten (ich habe zwei Tageszeitungen abonniert), breite sie auf dem Esstisch aus und mustere flüchtig, wie die Schlagzeilen das Weltgeschehen aufbereiten. Doch innerlich bin ich schon in Berlin, versuche mir vorzustellen, wie die Diskussion sich entwickeln wird, auf welche Argumente ich gefasst sein muss und wie ich auf sie entgegnen könnte. Aber muss man überhaupt entgegnen? Ach, könnte man doch, ganz im Sinne des Brechtschen Herrn Keuner, eine Diskussionsrunde veranstalten, in der man sich erst einmal gemeinsam auf alle die Fragen einigt, die uns gänzlich ungeklärt erscheinen (dieser Einfall wäre dir aber vor zwanzig Jahren noch nicht gekommen, sagt etwas irgendwo in mir ...).